Auf der Hochzeitsreise

Von Anton Tschechoff.

Der St. Petersburger Zug setzte sich wieder in Bewegung und rollte über die Ebene dahin. In einem Rauchabtheil der zweiten Klasse saßen fünf Passagiere, die Augen geschlossen. Vom Seiteneingange her wurde die Thür aufgeschoben, und herein trat ein Herr, der sich etwas ängstlich, etwas verzweifelt umsah. „Auch nicht das rechte!" stieß er hervor. „Das Coupe scheint direkt verhext zu sein. Weiß der Teufel, wo es hin gerathen ist."

Einer der Schlafenden war durch die Störung aufgewacht. Erst blinzelte er den Fremden an, dann schnellte er empor und rief voll Freude:

„Ei der Tausend, Wassely Grigorowitsch, Du hier? Das nenne ich einen angenehmen Zufall."

„Feodor Tscherikow! Auch mir ist es eine Freude. Jahrelang haben wir uns nicht mehr gesehen."

„Wie geht es denn Dir? Von, wie immer natürlich! Aber wo kommst Du denn jetzt her?"

„Mein Coupe kann ich nicht wiederfinden. Was sagst Du dazu? Auf der letzten Station trank ich einen Cognac, dann noch einen und einen dritten. Dabei wurde es höchste Zeit. Ich konnte gerade noch in den Zug springen, als er schon zu fahren begann."

„Kann alles vorkommen," meinte Tscherikow. „Doch nun bleib' vorläufig hier. Ein Platz ist noch da."

„Nein, nein! Ich muß mein Coupe suchen."

„Bis zur nächsten Station bleibst Du hier. Dann hast Du das Suchen bequemer."

Grigorowitsch setzte sich.

„Wohin geht die Reise?" fragte Tscherikow.

„In's Ungewisse," lautete die Antwort. „Wohin das Schicksal mich führt. — Ich will Dir etwas sagen, Tscherikow. Hast Du schon einmal einen glücklichen Menschen gesehen? Einen, der fast närrisch ist vor lauter Glück? Sieh mich an!"

Tscherikow sah ihn lächelnd an.

„Du glaubst mir nicht? — Ich bin auf der Hochzeitsreise!"

„Ach was!"

„Ja, ja! Direkt von der Hochzeitstafel weg in den Zug."

„Herzliche Gratulation! — Also darum hast Du Dich so fein gemacht!" lachte Tscherikow.

„Ganz recht, Bruderherz. Sogar parfümirt habe ich mich. Aus Eitelkeit. — Wie ich mich fühle? So selig, mit einem Wort unaussprechlich glücklich. — — Kannst Du Dir das denken? Aber urtheile selbst! In wenigen Minuten sitze ich wieder in meinem Coupe. Neben mir ein Engel, der ganz mir gehört. Ein allerliebster Blondkopf mit einem süßen Gesichtchen. — Ach, ich bin rasend verliebt und daher so glücklich. — Doch was verstehst Du davon?! Du bist ja ein eingefleischter Hagestolz, ein Misogen von reinstem Wasser!"

Die beiden Freunde umarmten und küßten sich, während die inzwischen munter gewordenen Mitreisenden belustigt zuschauten. Ihnen machte der glückberauschte junge Ehemann Spaß.

Draußen ging der Zugbegleiter vorbei.

„He, guter Freund," rief ihm Grigorowitsch zu, „wenn Sie vorne in einem Coupe eine Dame allein sitzen sehen, so sagen Sie ihr, bitte, ich käme gleich."

„Allein im Coupe sitzt keine Dame," sagte der Beamte.

„Schauen Sie nur nach. Sie wird schon irgendwo sein. Es ist meine Frau. — Meine Frau! Wie das klingt. Was bin ich glücklich!"

„Es ist eigentlich eine wahre Seltenheit, daß man einen Menschen findet, der sich glücklich preist," meinte einer der Passagiere.

„Und wer trägt die Schuld?" fragte Grigorowitsch. „Eigene Schuld ist es. Jeder kann sich sein Glück zimmern. Die meisten Menschen stoßen ihr Glück von sich."

„Sie meinen also, Jeder sei Herr seines Glückes. Wie kommt es denn aber, daß eine schlimme Schwiegermama genügt, um dem ganzen schönen Glück den Hals zu brechen? Niemand kann sein Glück halten. Wie, wenn plötzlich der Zug entgleiste? — Alles ist Zufall."

Grigorowitsch widersprach heftig:

„Ich fürchte keinen Zufall. Entgleisungen sind so etwas Seltenes, daß man sie ja nicht in die Rede bringen kann. Was sollte zum Beispiel mir passiren? Mein Glück habe ich bei mir. Nur wenige Schritte von mir erwartet mich mein süßes Weibchen. — Wir müssen übrigens bald die Station haben."

„Reist Du eigentlich nach Moskau oder weiter nach dem Süden?" fragte Tscherikow.

„Du machst Spaß. Wie sollte ich nach dem Süden kommen, wenn ich nach dem Norden fahre?"

„Nach Norden? Moskau liegt doch südlich," meinte Tscherikow

„Sehr wahr. Aber wir fahren doch nicht dahin, sondern nach Petersburg."

„Eben nicht. Dieser Zug fährt nach Moskau."

Grigorowitsch stand wie erstarrt.

„Waas?" stammelte er.

„Und wo willst Du hin?" fragte sein Freund.

„Nach Petersburg," stieß der neugebackene Ehemann hervor.

„Dann bist Du eben im verkehrten Zuge."

Grigorowitsch faßte sich an die Stirn. Ihm schwindelte. Geistesabwesend blickte er auf Tscherikow.

„Ja, Du hast, als Du die Cognacs getrunken, den verkehrten Zug erwischt."

„O, ich Dummkopf!" jammerte Grigorowitsch. „Der Satan hole alle Cognacs der Welt. Ich fahre nach Moskau, während meine Frau mutterseelenallein nach Petersburg dampft. Ich Unglücksmensch!!"

„Aber es ist doch nicht so schlimm," wandte Tscherikow ein. „Telegraphire Deiner Frau und fasse den nächsten Schnellzug ab, der zurückfährt."

„Du hast gut reden. Wo nehm' ich das Geld her? Die Geldkasette liegt im Koffer im Abtheil des Petersburger Zuges. Kannst Du mir aushelfen?"

Tscherikow zog seine Brusttasche. Als dann die anderen Passagiere auch noch zusteuerten, konnte der Zufallsleugner mit ausreichenden Geldmitteln versehen werden. Vom selbst zu zimmernden Glück aber sprach er nicht mehr.

Nur immer korrekt!

In einem kleinen Oertchen, so schreibt man der Täglichen Rundschau, sitzt ein sehr gewissenhafter Postverwalter am Schalter. Eines Tages zahlte jemand bei ihm u. a. einen Pfennig ein, der unverkennbare Merkmale einer äußeren Beschädigung trug. Der Vorschrift gemäß nahm der Herr Bürokratius mit dem unglückseligen „Auflieferer" sofort ein schriftliches Protokoll darüber auf, ob er persönlich die Beschädigung verursacht oder von wem er das Geld in diesem Zustande erhalten habe. Der Befragte äußerte sich mit rührender Geduld und noch rührenderer Umständlichkeit sehr eingehend über diese Frage, und nachdem er anstatt des beschädigten ein anderes, durchaus einwandfreies Geldstück hinterlegt hatte, wurde das Protokoll in der herkömmlichen förmlichen Weise vorgelesen, genehmigt und mit feierlicher Andacht unterschrieben. Dann erst wurde der schwergeprüfte „Auflieferer" in Gnaden entlassen. Sein Weg führte ihn sofort zum Stammtisch, wo sich um die übliche Vormittagsstunde die Honoratioren des Städtchens gerade zum Frühschoppen versammelt hatten. Hier erzählte er sein kleines Erlebniß, das natürlich sofort allgemeine Heiterkeit auslöste. Während man noch darüber lachte, hatte der rührige Wirth schnell alle Skatpfennige zusammengerafft und mit Stemmeisen und Feile gehörig „gekennzeichnet". Darauf vertheilte er sie an seine Gäste, die sich nun mit würdiger Miene einer nach dem anderen zum Postamte begaben, um dort je eine Briefmarke zu erstehen. Der Postmeister sah zwar etwas erstaunt auf, aber gewissenhaft erfüllte er seine Pflicht, indem er im Laufe des Vormittags noch elf mehr oder weniger umständliche Protokolle aufnahm. Am Abend fehlte der pflichtgetreue Beamte am Stammtisch. Man schickte nach ihm. Er aber entschuldigte sich: er könne nicht kommen, da er zu elf Protokollen noch elf Berichte an seine vorgesetzte Behörde machen müsse! — Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Zeppelin im Kindermund.

Aus Nürnberg schreibt ein Leser der Frankfurter Zeitung: Als ich hier vor einigen Tagen über den Egydienplatz ging, bemerkte ich eine Gruppe von Schulmädchen, die unter Absingung folgender Strophen einen „Reigen" tanzten:

„Zeppelin hin, Zeppelin her,
Zeppelin hat kein Luftschiff mehr;
Zeppelin hoch, Zeppelin nieder,
Zeppelin hat sein Luftschiff wieder;
Zipp—Zapp—Zeppelin,
's Luftschiff ist schon wieder hin."

Bei den ersten beiden Zeilen drehen sich die Kinder im Kreise einmal nach rechts, einmal nach links; bei drei und vier hocken sie nieder und stehen wieder auf; der Schluß findet sie ,dem Texte entsprechend, wieder auf dem Boden. Unzweifelhaft können diese Verse als ein ureigenstes Produkt der Kinderphantasie angesprochen werden; ebenso sicher ist es, daß sie der Begeisterung der Kinder für den Grafen ihren Ursprung verdanken. Wenn sich diese Begeisterung in witziger, ja in einer die wechselvollen Schicksale der großen Erfindung fast kritisch beleuchtenden Form äußert, so ist das eben Kinderart. Kinder sind bekanntlich unbarmherzige, aller Sentimentalität abholde Beobachter. Das verschlägt aber der Liebe nichts.

Robespierre und der Blitzableiter.

Man schreibt aus Paris: Der Zufall hat mitunter seltsame fast unheimliche Hinweise und geheimnißvolle Ironien. Wer sollte glauben, daß Robespierre sechs Jahre vor dem Beginn der großen Umwälzung mit Marat in feindliche Berührung kam und öffentlich vom „theuren und geweihten Haupte des Königs" sprach demselben Haupte, das er zehn Jahre später dem Fallbeil überliefern sollte? Die sonderbare Anekdote ist in einer Broschüre erzählt, die Charles Vellay eben unter dem Titel „Robespierre und der Blitzableiterprozeß" (1780 — 1784) veröffentlicht hat.

In Saint-Omer lebte zur Zeit Ludwigs XVI. ein Herr de Missery de Bois-Vale, ein wunderlicher Kauz, der eine Anzahl merkwürdiger Erfindungen gemacht haben wollte und bei seinen Nachbarn anscheinend ein wenig als Hexenmeistergestalt jedenfalls sehr unbeliebt war. Im Sommer 1780 sahen sie den Zauberer auf seinem höchsten Schornstein eine 16 Fuß hohe Eisenstange aufpflanzen, die eine furchtbare Windfahne in Gestalt einer flammensprühenden, Blitze schießenden Kuppel überstieg, aus der noch obendrein eine den Himmel bedrohende goldene Schwertklinge herausragte. Die Stange setzte sich nach unten in eine Blechröhre fort, die an der Hausmauer herunterlief und zu einem Brunnen zog, in dem sie mit einer in das Wasser tauchenden Eisenkette endete. Als die Nachbarn erfuhren, daß diese unverständliche Maschine bestimmt war, den Blitz aus den Wolken anzulocken, bemächtigte sich ihrer derartiges Entsetzen, daß sie kaum wagten, ihr Haus zu betreten. Der nächste Nachbar de Missery's, ein Herr Cafieri, erhob gegen den Erfinder Klage, weil im Jahre 1753 in St. Petersburg ein Gelehrter Namens Richmann, der auf dem Dach seines Laboratoriums einen ähnlichen Popanz aufgerichtet hatte, vom Blitz getroffen und vom himmlischen Feuer zu einem Häuflein Asche verbrannt worden war. Am 21. Juni 1780 verurtheilten die Schöffen denn auch Missery, seine „Maschine" binnen 24 Stunden zu entfernen. Der Erfinder legte wuthschäumend beim Rathe von Artois Berufung ein, inzwischen mußte aber das erste Urtheil ausgeführt werden, weil es sich um eine Angelegenheit der öffentlichen Sicherheit handelte. Er verlangte Gutachten von allen Akademien und Gelehrten der Welt und wählte zu seinem Vertheidiger vor dem Rathe von Artois einen der jüngsten Rechtsanwälte von Arras, den damals 24jährigen—Maximilian de Robespierre! Dieser ging gründlich zu Werke. Er studirte die Arbeiten Franklins, Nollets, Romas, Beccarias, Mussenbrocks, van Swindens, Kinnersleys, den elektrischen Drachen, die Leydener Flasche, er stellte ein Verzeichniß aller Blitzableiter zusammen und ließ durch Naturforscher, die von zwei Notaren begleitet waren, feststellen, daß die Vorrichtung de Missery's die größte Sicherheit gewährte. Die Vorbereitungen des Prozesses dauerten drei Jahre. Alle Gelehrten Europas nahmen an ihm lebhaften Antheil. Wenige sprachen sich gegen de Missery aus. Unter ihnen war ein Pariser Arzt — Marat! In seinen „Physikalischen Untersuchungen über die Elektrizität" zählte er elf Fälle auf, in denen Gebäude trotz ihres Blitzableiters vom Blitze getroffen worden waren. Das konnte in der Hand des öffentlichen Anklägers eine gefährliche Waffe werden. Maitre Robespierre erkundigte sich in Paris, wer dieser Marat sei und wie man seine Angaben widerlegen könne? Die Auskunft, die er erhielt, beruhigte ihn: „Marat sei ein Mensch ohne Bedeutung und Ansehen; sein Buch sei einer Widerlegung nicht werth; es sei das Werk eines übelberüchtigten und verspotteten Narren, den alle Welt auslache." Die Verhandlung vor dem Berufungsgericht begann im Mai 1783 und dauerte drei Tage. Maitre Robespierre trug einen großen Rednererfolg davon. Er zählte alle in Paris eingerichteten Blitzableiter auf und sagte: „Man weiß, daß eine elektrische Stange über dem physikalischen Kabinet des königlichen Schlosses La Muette aufgerichtet ist, das der uns regierende Herrscher oft genug mit seiner erhabenen Gegenwart beehrt. Hegte man noch einen Zweifel an der Wirkung dieser Maschinen, würde man sie doch nicht an einem so theuren und so geheiligten Haupte versucht haben. Dieser Beweis läßt keine Erwiderung zu. Ich rufe alle Gefühle Frankreichs für einen Fürsten als Zeugen an, der seine Wonne und seinen Ruhm ausmacht". Robespierres Triumph war vollständig. De Missery wurde von jeder Verfehlung freigesprochen, der Kläger kostenpflichtig abgewiesen, der Erfinder konnte sein vergoldetes Schwert wieder über seinem Dache aufrichten, die Sache des Blitzableiters war für Frankreich und Europa gewonnen. Robespierre, der königstreue Rechtsanwalt, und Marat, der übelberüchtigte und verspottete Narr, sollten einander erst nach Jahren wieder begegnen, mitten im Sturmgewitter der Revolution, dessen Blitze, von keiner „Maschine" abgeleitet, sie beide verzehrte.

Enfant terrible.

Bräutigam: „Ach, diese herrlichen Locken!"

Karlchen: „O, sie hat noch herrlichere!"

Der Ursprung des türkischen Halbmondes.

Der Halbmond ist so sehr zum Wahrzeichen des türkischen Islam geworden, daß man ohne Weiteres geneigt ist, ihn für das Ergebniß einer uralten Sitte zu halten. Professor Ridgeway aber hat im Journal des Anthropologischen Instituts von Großbritannien, dessen derzeitiger Präsident er ist, den Nachweis geführt, daß der Halbmond durchaus nicht ein altes mohammedanisches Symbol gewesen ist. Er war auch den Arabern und anderen Völkern, die ursprünglich der Lehre des Propheten anhingen, unbekannt. Ebensowenig führten ihn die Sarazenen, die gegen die europäischen Kreuzritter im heiligen Lande kämpften. Erst nachdem die Osmanli-Türken, von denen noch heute die Türkei als das Osmanische Reich bezeichnet wird, den Schauplatz der Weltgeschichte betreten hatten, wurde der Halbmond zum Wahrzeichen des Islam erhoben. Zur Zeit der Kreuzzüge und schon lange zuvor war höchstwahrscheinlich der Halbmond in Verbindung mit dem Stern das gewöhnliche Abzeichen von Byzanz (Konstantinopel) und seiner Kaiser gewesen. Die Frage bleibt nun zu lösen, woher der Halbmond stammen mag. Professor Ridgeway meint, daß er nicht unmittelbar ein Abzeichen des Mondes sein soll, sondern auf ein altes Amulett aus einem halbmondförmig gekrümmten Bärenzahn zurückzuführen ist. Solche Amulette, die zuweilen auch aus zwei Bärenzähnen bestanden, fanden die Osmanen überall in ihrem neuen Reiche vor, und sie wurden von ihnen möglicherweise als Urbild für Halbmond und Stern genommen. Es soll dabei nicht geleugnet werden, daß auch schon von den Pfahlbauern der Schweiz ähnliche Darstellungen des Mondes verehrt, und daß auch zu anderen Zeiten und in anderen Gegenden die Bärenzähne wegen ihrer Form mit dem zunehmenden Monde verglichen wurden. Ein derartiger Schmuck aus Bärenzähnen liegt in den Ausgrabungen aus alter Zeit an der Donau und sogar von Sparta vor, und damit ist der Nachweis erbracht worden, daß dieser Brauch in ein hohes Alter zurückreicht. Die Türken übernahmen ihn wahrscheinlich, als sie ihre erste Bekanntschaft mit den Bären machten.

Nessy und der Hut.

Ein reizender Zwischenfall hat sich vor einigen Tagen in einer Wohnung in Dresden zugetragen. Eine elegante Dame war zu Besuch gekommen und hatte ihren theuren Pariser Hut — „last novelty" — vorsorglicherweise in die Kammer aufs Bett gelegt. Der Garderobenständer im Vorsaal war ihr nicht sicher genug. Während man sich nun im Salon am Kaffee und Kuchen delektirte, gerieth Nessy, die Hündin, in die Kammer, erblickte das Hutmonstrum und ergab sich philosophischen Betrachtungen über den Zweck dieses räthselhaften Gegenstandes. Plötzlich schien eine Idee bei der Hündin aufzutauchen; sie sprang aufs Bett, zerrte den Hut herunter und verschwand mit ihm unter der Liegestatt. Nach längerer Zeit wollte sich unsere Dame verabschieden und begab sich in die Kammer, um den Hut wieder aufs Haupt zu thürmen, — doch wer beschreibt ihr Entsetzen, als er verschwunden war. Alles rannte, suchte. Endlich erblickte man etwas Geheimnißvolles unter dem Bette, von Nessy mit zornigem Knurren bewacht. Trotz des Protestes der Hündin zog man den Gegenstand hervor und erblickte den Hut mit drei niedlichen jungen Hunden als Inhalt. Nessy hatte ihn für eine Wiege gehalten und ihre Nachkommenschaft in ihn abgelegt.

Das Tintenfaß der alten Tante.

Aus London wird berichtet: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie belästige, ich wollte fragen: hat das vielleicht irgend einen Werth? Eine alte Tante hat es mir hinterlassen." Mit diesen Worten erschien vor Kurzem in London bei Christie ein Herr und zeigte ein altes Tintenfaß. „Wir werden es für Sie versteigern", war die Antwort, denn der Kenner hatte sofort erkannt, daß es sich um ein kostbares altsilbernes Tintenfaß aus der Zeit Karl I. handelte. Auf einem blattartigen Gestell ruhten zwei silberne Büchsen für Tinte und Sand. Das Tintenfaß der alten Tante kam jetzt zur Versteigerung. Ein heißer Kampf entbrannte: die Unze wurde schließlich mit $320 zugeschlagen. Der Besitzer, der so schüchtern gefragt hatte, ob das Ding vielleicht etwas werth sei, hat für sein altes Tintenfaß nicht weniger als $1936 bekommen.

Was verdient der Schauspieler?

Die Vorarbeiten für das von den deutschen Bühnenangehörigen gewünschte Reichstheatergesetz, von dem sie so viel Glück und Segen erwarten, schreiten rüstig vorwärts. Von Seiten der Regierungspräsidenten wird bei den lokalen Organisationen der „Deutschen Bühnengenossenschaft" Umfrage nach den Wünschen und Beschwerden der Schauspieler gehalten, und was sich dabei ergiebt, ist für den Kenner zwar nicht neu, darf aber in diesem Zusammenhang öffentlich wohl wieder einmal vermerkt werden. Nach dem bis jetzt gesammelten statistischen Material haben ungefähr 45 Prozent ein Jahreseinkommen von nur 720 bis 1000 Mark, 25 Prozent bis 2400 Mark, 20 Prozent von 2400 bis 3000 Mark und nur 10 Prozent vermögen ihr Einkommen bis über 3000 Mark zu steigern. Das sind natürlich traurige Verhältnisse, doppelt traurig, weil diese kargen Einkünfte meist nur auf kurze Zeit hinaus gesichert sind, und weil auf der anderen Seite die „Sterne" des Theaterhimmels ungeheure Summen verdienen. Daß eine Verbesserung dieser Zustände erstrebenswerth ist, bedarf keines Wortes.

Die Zinsen eines Pennys.

Ein englischer Versicherungsstatistiker hat sich der Mühe unterzogen, auszurechnen — er behauptet, es habe ihn nicht mehr als 20 Minuten gekostet — wie hoch ein Penny angewachsen wäre, der zu Beginn der christlichen Zeitrechnung auf Zinsen und Zinseszinsen angelegt worden ist. Bei der Annahme, daß der Penny nur mit 3 Prozent pro Jahr bis zum Jahre 1909 verzinst wurde, ergiebt sich eine Summe, die, wenn unter die gesammte Bevölkerung der Erde vertheilt, ausreichen würde, um jedem Mann, jeder Frau, jedem Kind 171,360 Mark pro Sekunde auszuzahlen. — Wird eine Verzinsung von 5 Prozent angenommen, würde sich die Dividende für jedermann auf unserer Erde auf 2,514,000,000,000,000,000,000 Mark erhöhen. — Die Zinsen, die in früheren Jahren gezahlt wurden, waren jedoch bedeutend höher als die heutigen. Wenn wir nun bloß 7½ Prozent als Verzinsung annehmen, so ergiebt sich die Summe für jedermann pro Sekunde von 12,146,800,000,000,000,000,000,000,000,000,000 Mark.

Von der Krawatte.

Bei der heutigen Herrenmode, die als oberstes Farbengesetz möglichste Unauffälligkeit vorschreibt, spielt die Krawatte als einziger farbenfroher Punkt der Toilette eine besonders hervorragende Rolle. Woher kommt nun aber überhaupt der Ausdruck „Krawatte?" Am meisten hat die Erklärung für sich, daß die Bezeichnung aus dem Soldatenleben entlehnt ist. In den Kriegen Ludwigs XIV. mit den Oesterreichern lernten die Franzosen die Kroaten kennen, deren Mannschaften in ganz eigenartiger und damals unbekannter Weise Tücher um den Hals geschlungen hatten. Man nannte diese Tücher in Paris bald wie die Träger derselben, Kroaten, woraus dann verdorben „Krawatten" geworden ist. Beim Militär wurden diese Krawatten übrigens zum ersten Male unter Ludwig XV. eingeführt, und man erzählt sich, daß den Mannschaften vor jeder Besichtigung die schwarzen Halsbinden recht fest und eng geschnallt wurden, damit die infolge dessen gerötheter Gesichter der Soldaten lebhafte Farben und frische, rothe Gesundheit vortäuschten. Wenig bekannt dürfte es sein, daß heute die deutsche Stadt Krefeld tonangebend für die Herstellung von Seidenstoffen für Krawatten auf allen Märkten der Welt ist. Man erzählt sich, daß unter Anderem König Edward von England ausschließlich solche Krawatten träat, deren Stoffe auf Krefelder Webstühlen hergestellt wurden.

Türkische Sprichwörter.

Auf den Baum, der kein Obst trägt, wirft man keinen Stein.

Der Krähe kommt ihr Junges wie ein Nachtigall vor.

Das Ausgeliehene geht mit Lachen fort und kommt mit Weinen zurück.

Wuchs, Geld und Moschus verheimlichen sich nicht.

Sende den Jungen nach Obst — doch geh' selbst hinterher.

Oh Eva!

Gattin: „Ach, Emil, du liebst mich nicht mehr!"

Gatte: „Aber, was fällt dir ein, ganz im Gegentheil."

Gattin: „Widersprich nicht. Ich begreife es ja auch recht wohl. Wie kann ein Mann wie du eine Frau mit einem so alten abgetragenen Hut, wie den meinen, noch lieben?"

Sie kennen sich.

A. (begegnet B., mit dem er lange verfeindet ist, am Neujahrstag): „Höre, alter Junge, heute am Neujahrstag wollen wir alles vergessen und Frieden schließen; einverstanden?"

B.: „Gerne! Prosit! Ich wünsche dir für's neue Jahr alles, was du mir wünscht."

A.: „Fängst du schon wieder an!"

Er weiß sich zu helfen.

Der Hausknecht im Hotel zum „Gelben Affen" sollte einen Gast um fünf Uhr wecken. Da dieser einen so festen Schlaf hatte, daß mehrmaliges sehr heftiges Klopfen ohne Erfolg war, der Hausdiener außerdem schnell zur Bahn mußte, weckte er einfach den Gast auf dem Zimmer nebenan. Ob dieser Störung machte der nun einen solchen Krakehl, daß sein Nachbar aufwachte.

Unterschätzt.

„Ich hoffe, daß Sie nicht etwa auch radeln, wie Ihre Vorgängerin?"

Dienstmädchen (empört): „Was denken Sie denn von mir, Madame, ich fahre nur per Automobil."

Verfrüht.

Tourist (im Dorfwirthshaus): „Ah, das ist eine famose Suppe! Und keine einzige Fliege darin — das trifft man selten auf dem Lande!"

Kellnerin: „Ja wissen S', die werd'n bei uns vorher alle 'raus gethan!"

Der Menschenfreund.

Frau: „Wollen wir uns're Mizi Medizin studiren lassen, oder soll sie Malerin werden?"

Mann: „Hm — worin meinst Du, daß sie den wenigsten Schaden anrichtet?"

Ungewohnte Aufforderung.

Die Kranke: Willst Du diesen Abend nicht ausgehen, lieber Fritz?"

Gatte (leise zum Arzte): „Sie phantasirt schon wieder!"

In der Sommerfrische.

Wirth (eines Gartenrestaurants, der eine sehr kleine Portion Aal servirt hat): „Ich weiß nicht, warum heute die Hühner auf den Tisch springen, das haben sie sonst nie gemacht."

Gast: „Das kann ich Ihnen schon erklären, die halten eben Ihre Aale für — Regenwürmer!"

Umschrieben.

Junge Frau: „Diese Speise da, Männchen, ist eine Komposition von mir!"

Gatte: „Mir wäre es aber lieber, wenn Du nach alten Meistern kochen würdest!"

Praktische Orthographie.

Besuch: „Sagen Sie, liebe Freundin, wie kommt's, daß bei Ihnen die Kinderwäsche sämmtlich mit „S" gezeichnet ist? Wie heißen denn Ihre lieben Kleinen eigentlich?"

Mutter: „u, Scharlotte, Schorsch, Schenni und Schang!"

Auch eine Kunstverständige.

„Nun, Frau Kranz, wie hat Ihnen denn das Concert des berühmten Pianisten gefallen?"

„Ach, war das ein Genuß! Ich habe schon viele große Künstler gehört, aber keiner hat so geschwitzt wie dieser!"

Allerdings.

„Warum so wüthend?"

„Der Müller hat mich einen Schafskopf geheißen und den kann ich doch nicht auf mir sitzen lassen!"

„Je nun, köpfen kannst Du Dich deswegen doch auch nicht lassen."

Trumpf.

Sie glauben nicht, wie heikel mein zweiter Mann ist; da war mein Seliger ganz anders, der hat halt alles 'gessen."

„Drum ist er auch gestorben."

Begreiflich.

Polizei-Kommissär: „Nun, Huber, wie hat denn das Automobil, von dem Sie überfahren wurden, eigentlich ausgesehen?"

Bauer: „Ja, wenn i' das wüßt', Herr Kommissär! I' hab's g'hört, g'rochen und a'spürt, aber — g'seh'n hab' i's net!"

Erkannt.

„Was hast du denn da für eine Narbe an der Stirn?"

„Hier? Das ist nur ein Muttermal!"

„Na, wird wohl ein Schwiegermuttermal sein!"